

ANDREAS HOCK

EIN SPIEL DAUERT 90 MILLIONEN



Mit einem
Vorwort
von Peter
Neururer

WIE DER KOMMERZ
UNSEREM FUSSBALL
DIE SEELE RAUBT

riva

SPIEGEL
ONLINE
Bestseller-
Autor

ANDREAS HOCK

**EIN SPIEL DAUERT
90 MILLIONEN**

ANDREAS HOCK

**EIN SPIEL DAUERT
90 MILLIONEN**

**WIE DER KOMMERZ
UNSEREM FUSSBALL
DIE SEELE RAUBT**

riva

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Für Fragen und Anregungen:

info@rivaverlag.de

Taschenbuchausgabe

1. Auflage 2018

© 2018 by riva Verlag,
ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH,
Nymphenburger Straße 86
D-80636 München
Tel.: 089 651285-0
Fax: 089 652096

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Redaktion: Sebastian Brück
Umschlaggestaltung: Isabella Dorsch, München
Umschlagabbildung: Shutterstock.com/Andrey Yurlov
Abbildungen Innenteil: Shutterstock.com/iconizer, davooda, Steinar, Catz, Le_Mon, Zaur Rahimov, zcreamz11
Satz: ZeroSoft SRL, Timisoara
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN Print 978-3-7423-0011-9
ISBN E-Book (PDF) 978-3-95971-372-6
ISBN E-Book (EPUB, Mobi) 978-3-95971-373-3

— Weitere Informationen zum Verlag finden Sie unter —

www.rivaverlag.de

Beachten Sie auch unsere weiteren Verlage unter www.m-vg.de

INHALT

<i>Vorwort von Peter Neururer</i>	7
<i>Das Vorspiel oder: Wie bei mir alles begann</i>	13
<i>Weil die Helden von Bern nicht unsterblich waren oder: Die seltsame Verwandlung von Sportlern zu Popstars</i>	27
<i>Weil Wormatia Worms das Geld ausging oder: Das Zeitalter der Sponsoren</i>	53
<i>Weil Wolfgang Vöge einen Kreuzbandriss erlitt oder: Die verhängnisvolle Rolle der Berater</i>	75
<i>Weil Günter Eichberg nicht mehr frieren wollte oder: Der Abschied von der Stadionkultur</i>	91
<i>Weil Ulli Potofski eine neue Epoche ausrief oder: Die mediale Inszenierung einer Sportart</i>	111
<i>Weil ein katholischer Professor nicht aufgeben mochte oder: Das Ende der Loyalität</i>	133
<i>Weil Dietmar Hopp keinen Trainer in der Halbzeit entlassen würde oder: Das Aussterben der Patriarchen</i>	151
<i>Die Nachspielzeit oder: Weil in Katar kein Rasen wächst</i>	171

VORWORT

VON PETER NEURURER

Um vorab eins klarzustellen: Ich liebe den Fußball! Das meine ich ernst, darüber hinaus liebe ich nur noch meine Frau und meine beiden Kinder. Aber ich bin ein Fußballverrückter, der Fußball ist mein Leben. Ich gehöre zu den Menschen, die sich an sieben Tagen in der Woche von mittags bis abends Spiele im Fernsehen anschauen können, ohne dass es ihnen dabei langweilig wird. Ich gehe gern in die Stadien und beobachte mit Freude, wie temporeich dieser Sport geworden ist und auf welch hohem technischem Niveau heute in der Bundesliga gespielt wird. Das Problem ist nur: Ich bin nicht der Maßstab.

Denn ich bin Trainer, seit meinem 29. Lebensjahr. Ich habe schlimme Niederlagen erlitten, Mannschaften vor dem Abstieg gerettet und den VfL Bochum in den Europapokal geführt. Mir sind in all den Jahren unzählige irre Geschichten passiert, und ich bin in ein paar schmutzige Intrigen hineingeraten. Manchmal hatte ein einfacher Handschlag mit einem Präsidenten länger Bestand als jeder Vertrag, und manchmal besaß der bereits unterschriebene Kontrakt eines Managers nicht einmal den Wert des Papiers, auf dem er gedruckt war. Ich kann also, ganz ohne Übertreibung, durchaus behaupten, dass ich schon so gut wie alles im Fußball erlebt habe.

Aber noch nie habe ich mir solch große Sorgen um ihn gemacht wie heute. Ich befürchte nämlich, dass er sich immer weiter von der

Basis entfernt. Dass die Fans in den Kurven bald nichts mehr anfangen können mit dem, was unten auf dem Platz passiert.

Das fängt schon damit an, dass es kaum noch Spieler gibt, die einen Bezug zu dem Verein besitzen, für den sie gerade auflaufen. Man glaubt ja immer, Loyalität und regionale Verbundenheit gab es zuletzt in den Fünfzigerjahren. Aber als ich 1989 bei Schalke anfang, standen dort zum Beispiel Werner Vollack, Ingo Anderbrügge, Carsten Marquardt, Michael Wollitz oder Peter Sondscheid im Kader, um nur einige zu nennen. Vollack kam aus Duisburg, Anderbrügge aus Datteln, Marquardt aus Oberhausen, Wollitz aus Brakel und Sondscheid aus Niederbardenberg. Diese Jungs brannten für S04, weil ihnen der Verein, das Trikot, das Logo wirklich noch etwas bedeuteten. Die kannten alle die Region und wussten, was die Leute im Stadion dachten und fühlten. Da war jemand wie Jürgen Luginer, der mit einem bayerischen Akzent sprach, in der Truppe schon ein Exot, und Ausländer hatten wir genau drei.

Heute grasen die reichen Klubs ab der D-Jugend bundesweit alles ab, was gradeaus laufen und gegen einen Ball treten kann, und stecken sie in Internate, wo sie dann zu regelrechten Fußballmaschinen ausgebildet werden, denen es im Grunde egal ist, wo sie einmal unter Vertrag stehen. Und die ärmeren Vereine kaufen eben auf der ganzen Welt fertige Kicker ein, weil sie sich die teure Jugendarbeit nicht mehr leisten können. Im Extremfall kommt dann eine Mannschaft dabei heraus, die ohne einen einzigen deutschen Spieler antritt – wie etwa Eintracht Frankfurt in der abgelaufenen Saison. Bei Erfolg ist das den Leuten vielleicht noch egal. Identifikation sieht trotzdem anders aus. Da braucht man sich auch nicht zu wundern, wenn die Funktionäre nur noch von »Spielermaterial« sprechen, einem Begriff, bei dem ich das Kotzen kriege, weil es immer noch um Menschen geht. Aber Material lässt sich halt beliebig austauschen.

Dass da irgendwann auch die Moral auf der Strecke bleibt, ist eine logische Konsequenz. Ich will gar nicht vom vielen Geld reden, das mittlerweile im Fußball im Umlauf ist – ich gönne wirklich jedem das

Gehalt, das er verdient, und dass Ablösesummen wie im Fall Neymar einfach nur pervers sind, habe ich schon oft genug gesagt. Aber wenn ein Verein von manchen seiner Spieler nur noch verarscht und erpresst wird, damit sie zum nächstbesten Klub weiterziehen können, dann müssen wir uns alle nicht wundern, wenn der Ton insgesamt rauer wird, wenn in sozialen Netzwerken anonyme Anfeindungen auf der untersten Schiene ausgesprochen werden oder wenn Ultra-Gruppen die eigene Mannschaft bedrohen. Früher gab es noch einen direkten Bezug zwischen Spielern und Fans. Diese gegenseitige Akzeptanz hat in vielerlei Hinsicht geholfen. Wer da zu abgehoben war, wurde schnell wieder auf den Boden der Tatsachen zurückgeholt. Dafür herrschten auch in den Blöcken noch der nötige Respekt und Anstand, wenn die Leistung stimmte.

Auch die zerstückelten Anstoßzeiten halte ich für gefährlich. Unabhängig davon, dass das zu Riesenstress in der Familie einerseits und zu einer totalen Übersättigung selbst bei hartgesottene Anhängern andererseits führen kann, wenn an jedem Tag der Woche irgendeine Partie übertragen wird: Dass die Bundesliga in aller Regel am Samstag um halb vier gespielt hat, hatte schon seinen Sinn. Dem DFB war damals noch der Amateurfußball wichtig, denn von dort kamen ja die meisten Talente. Und für viele Menschen besaß es eine verdammt große emotionale Bedeutung, ihre Heimatteams zu unterstützen, auch wenn sie sich ansonsten für die Bundesliga begeisterten. Ich erinnere mich zum Beispiel daran, dass die berühmten Bocholter Derbys zwischen dem 1. FC und dem FC Olympia in den Siebzigerjahren vor 10 000 Zuschauern und mehr stattfanden – je nachdem, in welchem Stadion am Hünting man gegeneinander spielte. Ausverkauft war aber immer. Auch damals waren viele Bocholter sicherlich Schalke-, Gladbach- oder Dortmund-Fans. Aber die Profis kamen erst an die Reihe, wenn die Amateure fertig waren.

Doch wenn bloß wegen des Fernsehens in der ersten und zweiten Liga um 13 Uhr oder demnächst vielleicht sogar noch früher angepiffen wird, dann geht das nicht mehr. Dann stehen in Bocholt und

anderswo in den unteren Klassen noch hundertfünfzig Unentwegte auf dem Graswall und erinnern sich wehmütig an die guten alten Zeiten. Der Rest sitzt zwangsläufig in den schicken Arenen oder vor der Glotze und vergisst, dass es auch etwas anderes gibt als das, was auf Sky übertragen wird: das nämlich, was über viele Jahrzehnte hinweg die Seele des Fußballs ausgemacht hat. Davon mal ganz abgesehen, ist für die Spieler solch ein Hochleistungssport zur Mittagszeit sogar richtiggehend ungesund – es sei denn, sie werfen sich zum Frühstück die nötigen Kohlehydrate wie Nudeln oder Reis ein, aber wer will das schon? In England jedenfalls reichen die Anstoßzeiten künftig vom Vormittag bis zum späten Abend. Das ist doch alles nicht mehr normal!

Worüber ich mich auch richtig ärgern kann, ist, dass Fußball heute oft wie eine komplizierte Wissenschaft verkauft wird. Und diejenigen, die meinen, eine Ahnung zu haben, glauben auch noch, das Exklusivrecht darauf zu besitzen. So wird heute hochtrabend von »falscher Neun« und »Doppel-Sechs« doziert, von »Pressing« und »Gegenpressing«, von »Vertikalpässen«, »horizontaler Raumaufteilung« und anderem theoretischem Tinnef. Das kapierten vielleicht einige Schlauberger, die meisten normalen Leute aber längst nicht mehr. Dabei ist das Spiel an sich gleich geblieben, seit ich 1987 bei Rot-Weiß Essen meinen ersten Job im Profifußball angenommen habe. Natürlich hat die Geschwindigkeit zugenommen und sind andere Systeme hinzugekommen. Aber es geht im Kern immer noch darum, ein Tor mehr zu schießen als der Gegner; es geht um Sieg, Unentschieden oder Niederlage. So einfach ist das. Aber so mancher selbst ernannte Konzepttrainer will das nicht begreifen. Ich bin mal gespannt, wie viele von denen in dreißig Jahren noch im Geschäft sind, so wie es Erich Ribbeck, Christoph Daum, Otto Rehhagel oder, bei aller Bescheidenheit, auch ich geschafft haben. Wir hätten auch von »Variabilität«, »flacher Vier« und »Umschaltbewegungen« reden können und bei den Pressekonferenzen Phrasen dreschen. Aber wir wollten lieber verstanden werden.

Wir brauchten auch keine aufwendigen Datenbanken von einer mit zehn Fachkräften bestückten Scouting-Brigade, um zu wissen, wer am besten wo eingesetzt werden kann. Wir verließen uns auf unsere Augen, unser Bauchgefühl und unsere Menschenkenntnis. Und ich mich zusätzlich auf meine dreitausendsechshundert Dossiers über alle Spieler, die ich jemals in meiner Laufbahn beobachtet habe. Weil ich mit so manchen technischen Neuerungen auf Kriegsfuß stehe, habe ich die Informationen im Lauf der Zeit allesamt auf Band gesprochen, und ein Freund hat sie mir irgendwann in eine Datei auf meinem Computer gezogen. So wurde ich gewissermaßen autodidaktisch zum allerersten »Laptoptrainer«, lange bevor dieser bescheuerte Begriff aufgekommen ist.

Es wird ja immer beklagt, dass es keine echten Typen im Fußball mehr gibt. Das glaube ich gar nicht. Ich denke nur, dass sich die Typen einfach nicht mehr zu erkennen geben dürfen. Egal, ob Spieler oder Trainer: Wer heute ein Sturschädel mit Ecken und Kanten ist, der wird von der Medienabteilung seines Vereins abgeschliffen und weichgespült. Und wer ausnahmsweise mal nach einem Spiel um die Häuser zieht, der findet sich ein paar Stunden später auf einem unscharfen Foto im Internet wieder, am besten noch versehen mit dem Hinweis, dreißig Pils getrunken zu haben – was zumindest in meinem Fall schon mal nicht sein kann, weil ich viel lieber Rotwein mag. Und weil da verständlicherweise keiner Bock drauf hat, bleibt man eben lieber unter sich. Auch dadurch ist eine Parallelwelt entstanden, die dem Fußball ganz sicher nicht gutgetan hat.

Wenn ich die Uhr zurückdrehen könnte und zwei Wünsche frei hätte, dann würde ich das Bosman-Urteil aufheben, das Verträge im Grunde obsolet und die ganze Beraterbranche erst richtig reich gemacht hat. Und ich würde die unsäglichen Anstoßzeiten wieder vereinheitlichen. Auch wenn einige Leute gerne behaupten, ich hätte nicht alle Latten am Zaun, weiß aber selbst ich, dass das leider nicht funktionieren wird. Deswegen ist die Richtung, in die es geht, leider glasklar: Wenn hier die Märkte ausgereizt sind und den hiesigen

Fernsehsendern der letzte Cent aus der Tasche gepresst worden ist, dann orientiert man sich halt am Ausland und sammelt dort die Kohle ein, für noch mehr Zugeständnisse, die wir alle machen müssen. Die Engländer bekommen für den TV-Rechte-Verkauf nach China bis 2022 rund sechshundert Millionen Euro, da wird es nicht mehr lange dauern, bis die ersten Premier-League-Spiele in Peking oder Shanghai stattfinden. Und Frankreich verlegt gleich seinen ganzen Supercup nach Fernost, damit die Chinesen die französische Liga auch ganz toll finden. Spätestens, wenn so etwas bei uns passiert, bin ich sicher, dass die Stimmung in Deutschland kippt – und sich die Straße ihren Fußball zurückholt: den Fußball, den auch ich noch kennen- und lieben gelernt habe, als ich einst in diesem Geschäft anfing.

Nur eines weiß ich noch nicht genau: ob ich mich davor fürchten oder mich doch eher darüber freuen soll.



DAS VORSPIEL

ODER: WIE BEI MIR ALLES BEGANN

Mein allererstes Bundesligaspiel sah ich an einem Samstag, natürlich einem Samstag. Ich war neun Jahre alt. Es war der 3. Dezember 1983, ein grässlicher Tag, kalt und regnerisch und grau. Die Mannschaft, deretwegen mein Vater und ich ins Stadion gegangen waren, war die Mannschaft unserer Heimatstadt. Wir lebten in Nürnberg. Dementsprechend lautete die Logik meines Vaters: Wenn man sich schon für Fußball interessiert, so gibt es keinen vernünftigen Grund, sich nicht für den 1. FC Nürnberg zu interessieren. Ich sah das etwas anders: Der Hamburger SV war gerade deutlich erfolgreicher, auch Borussia Mönchengladbach war gut im Geschäft und erst recht Bayern München, mit dem sagenhaften Karl-Heinz Rummenigge im Sturm und dem verwegenen Jean-Marie Pfaff im Tor, Meister 1980 und 1981. Aber das alles zählte für meinen Vater nicht – auch nicht, dass mein Lieblingsspieler, der flinke Pierre Littbarski, beim 1. FC Köln unter Vertrag stand. Nach Meinung meines Vaters hatten wir einfach Pech, nicht in Hamburg, Mönchengladbach, München oder Köln zu wohnen, wo man sich selbstverständlich für Hamburg, Mönchengladbach, München oder Köln begeistern dürfe – sondern eben in Nürnberg. Hier gab es nun mal keinen Pfaff und keinen Rummenigge und auch keinen Littbarski, hier gab es Spieler wie Werner Habiger, Stefan Lottermann und Norbert Blabl. Außerdem war der Club mit

neun Titeln immerhin deutscher Rekordmeister. Natürlich wusste mein Vater, dass der letzte Meistertitel der Nürnberger über ein Vierteljahrhundert zurücklag, ein Triumph aus einer Zeit, in der selbst er noch jung war.

Doch für ihn war die Vereinswahl ein Schicksal, das es nicht zu hinterfragen galt: Wer in Nürnberg lebte, wurde Anhänger des 1. FC Nürnberg – keine Diskussion. Ich lernte: Man konnte sich seinen Verein nicht einfach so aussuchen wie zum Beispiel ein Lieblingsbuch oder eine Lieblingshörspieltasche. Also versuchte ich das Ganze positiv zu sehen: Immerhin ging es uns auch nicht schlechter als zum Beispiel den Offenbachern, den Braunschweigern oder den Bochumern, deren Mannschaften im Moment ähnlich erfolglos spielten wie der 1. FCN. Was sollten da erst die Menschen aus Gelsenkirchen, Solingen, Saarbrücken oder Berlin sagen! Die musste man ja vergleichsweise sogar bemitleiden, denn deren Klubs befanden sich in der zweiten Liga. Zweite Liga – das erschien mir gleichbedeutend mit dem Verschwinden von der Bildfläche: Es gab von dort so gut wie keine Fernsehbilder, und wahrscheinlich hatten die Vereine kaum Zuschauer und auch keine richtigen Stadien, sondern nur Sportplätze, ungefähr so wie der TSV der Freiwilligen Feuerwehr aus unserem Viertel. Zumindest vermutete ich das.

Mein Vater hatte zuvor schon öfter versucht, mich zu meinem ersten Stadionbesuch zu überreden. Und nun war es ausgerechnet dieser nasskalte Wintertag geworden. Seit der Weltmeisterschaft 1982 war ich nicht nur Littbarski-Fan, ich schwärmte vor allem für Paolo Rossi, den feschen Torschützenkönig der Italiener, der folgerichtig seit eineinhalb Jahren in meinem Zimmer als Bravo-Poster hing. Vielleicht hatte mein Vater deshalb Angst, dass ich in Sachen Fußballleidenschaft eine Dummheit begehen und doch einem Team aus einer anderen Stadt oder gar einem anderen Land zujubeln könnte. Und wahrscheinlich ahnte er, dass die Erfolgserlebnisse, die einem fußballbegeisterten Nürnberger Kind Appetit auf mehr machten, bald noch dünner gesät sein würden. Schließlich hatten wir es mit

einem Heimatverein zu tun, der seine besten Jahre schon mehrere Jahrzehnte hinter sich und, wie es aussah, eine eher düstere Zukunft vor sich hatte.

Also nutzte mein Vater für meine »Premiere« eine der vermutlich letzten Gelegenheiten auf einen halbwegs sicheren Heimsieg. Das Nürnberger Team befand sich 1983 kurz vor dem Ende der Hinrunde mit neun Punkten auf dem 16. Tabellenplatz und hatte gerade beim HSV eine 0:4-Klatsche kassiert. Weil aber der Gegner an diesem Spieltag, der 1. FC Kaiserslautern, auch nicht viel besser dastand und bislang auswärts nur in Köln etwas reißen konnte, musste es heute einfach klappen – dachte zumindest mein Vater. Also hatte er am Frühstückstisch entschieden, dass ich ihn an diesem Nachmittag begleiten sollte. Ganz egal, wie beschissen das Wetter auch sein würde.

Meine Mutter meldete zwar die üblichen mütterlichen Bedenken wegen der fatalen Witterungsbedingungen und der damit verbundenen Erkältungsgefahr an, aber das spielte keine Rolle. Ich wollte ja auch endlich mal mit ins Stadion, und mein Vater hatte sicherlich seit meiner Geburt von diesem Augenblick geträumt: Mit dem einzigen Sohn zu einem echten Fußballspiel zu gehen – das war für echte Fans etwas viel Bedeutenderes als ein Haus zu bauen oder einen Baum zu pflanzen. Das war die Weitergabe einer heiligen Familientradition und in etwa so, als überreiche man ein unbezahlbar wertvolles Erbstück feierlich an die nächste Generation. Und meine goldene Taschenuhr, die schon mein Urgroßvater am Revers trug und später mein Opa und die zwei Weltkriege überstand, war nun mal dieser 1. FC Nürnberg. Den gab es immerhin auch schon seit dem Jahr 1900. Zwar kannte ich mich ein bisschen aus mit Fußball, weil ich vor der WM immer mit meinem Vater gemeinsam die Sportchau angeschaut und dabei mitbekommen hatte, wie sehr er sich dabei freute (was selten vorkam) oder ärgerte (was fast immer der Fall war). Daher waren mir auch die grundlegenden Gepflogenheiten bekannt: Ich wusste selbstverständlich, dass ein Spiel 90 Minuten dauerte und eine Mannschaft elf Spieler umfasste. Mir sagte der

Begriff »Libero« etwas. Mir war ebenfalls klar, was eine Gelbe und was eine Rote Karte bedeuteten, und ich war einer der wenigen auf dem Schulhof, die penibel auf die Einhaltung der Abseitsregel achteten – was gar nicht so leicht war, wenn zwei Teams auf nur ein Tor spielten. Ich hatte allerdings keine Ahnung, was mich vor Ort, beim »Club« erwartete. In einem war ich mir sicher: Fußball im Fernsehen oder auf dem Pausenhof – das konnte unmöglich spannender sein, als ein Spiel live in einem Stadion zu sehen.

Schon auf dem Weg vom Parkplatz war ich aufgeregter als am ersten Schultag. Ich erkannte von Weitem die wegen des Nebels angeschalteten Flutlichtmasten, die das in meinen Augen riesige Bauwerk wie eine Art Raumschiff erscheinen ließen. Wir passierten etliche Imbissbuden, an denen es nach verbrannten Würsten und verschüttetem Bier roch und an denen gruppenweise Männer standen und lautstark diskutierten – und keine einzige Frau. Mit uns gemeinsam marschierten derweil eine Menge grimmiger Gestalten in Richtung der Lichtmasten. Alle rauchten, sie trugen zerschlissene Jeansjacken ohne Ärmel und mit unendlich vielen Aufnähern, und sie hatten ihre Schals nicht um den Hals geschlungen, sondern um beide Arme gebunden. Einigen hing eine Tröte um den Hals, wie man sie an den Lenkern von Fahrrädern oder Mofas befestigte, andere hatten rote Signalhupen dabei, die mit einer Gaskartusche betrieben wurden. Und bei manchen von ihnen erkannte ich, dass ihre Hände einen Schlagring umklammerten. Was ein Schlagring war, wusste ich, seitdem wir mit der Schule einen Besuch auf der Polizeiwache absolviert hatten und uns der für den pädagogischen Dienst eingeteilte Hauptwachtmeister die Asservatenkammer gezeigt hatte. Dieser Polizist hatte uns auch etwas von einem »Waffenverbot« erzählt. Daher wunderte ich mich, Schlagringe im Stadion zu sehen. Aber da außer mir das Ganze niemandem aufzufallen schien, vermutete ich, dass es schon seine Richtigkeit hatte.

An der Einlasskontrolle stand inmitten eines zerbeulten Gittertores ein kleiner älterer Mann im Regen. Er trug eine weiße Armbinde,

auf der in ausgebliebenen Buchstaben »Ordner« geschrieben stand. Das Männchen war klatschnass und machte keinerlei Anstalten, irgendetwas zu kontrollieren – weder uns noch die Gestalten mit den Schlagringen. Stattdessen warf es nur einen flüchtigen Blick auf die Kinderkarte, die mein Vater kurz zuvor an einem der Kassenhäuschen erstanden hatte und auf das Ticket meines Vaters, das er wie üblich im Vorverkauf gekauft hatte – was vollkommen unnötig war, denn ausverkauft waren die Spiele wirklich nie. Der Ordner, der gerade rein gar nichts zu ordnen hatte, machte, ohne seine Hände aus der Hosentasche zu nehmen, eine missmutige Kopfbewegung, dass wir schnell weitergehen sollten. Auf dem Gittertor direkt neben ihm hing ein, wie ich fand, lustiges Schild.

»Offensichtlich alkoholisierte Besucher sind zwingend abzuweisen«, stand darauf. Aber auch daran hielt sich der Ordner nicht, denn kurz vor uns passierte ein etwa 16- oder 17-jähriger Junge den Eingang, der so besoffen war, dass er kaum geradeaus laufen konnte. Im Innenbereich schwankte er dann in Richtung des Bierstandes, den auch mein Vater zielstrebig ansteuerte. Dieser Stand setzte sich aus zwei hintereinander aufgestellten Biertischgarnituren zusammen, auf denen sich Unmengen von Plastikbechern verschiedenen Inhalts befanden. Die beiden Stoffschirme mit dem Aufdruck einer Nürnberger Brauerei konnten den Regen nur notdürftig zurückhalten, und am Ende des zweiten Biertisches saß ein weiterer kleiner älterer Mann auf einem Hocker, eine aufgeklappte Geldkassette vor sich, in die es genauso hineintropfte wie in die Becher.

»Ein Bier und eine Fanta, aber bitte unverdünnt«, sagte mein Vater.

»Vierfuffzig«, sagte der Mann hinter der Geldkassette, ohne über den Spruch meines Vaters zu lachen.

Mein Vater drückte mir die Fanta in die eine Hand, nahm meine andere und zog mich ein paar Meter weiter in Richtung unseres Blocks. Wir gingen eine steile Treppe nach oben, und als wir aus dem Aufgang herauskamen, direkt unter dem Werbeschild eines örtlichen